

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 87 (2000)
Heft: 7/8: Debatten 1955-1975 : gegen die "Verhäuselung der Schweiz" =
Contre l'urbanisation diffuse de la Suisse = Fighting Swiss sprawl

Artikel: Zeitzeugen über die 68er-Ereignisse an der ETH Zürich : das
Phänomen "Göhnerswil"
Autor: Frank, Hartmut / Müller, Andreas / Schweingruber, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-65152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

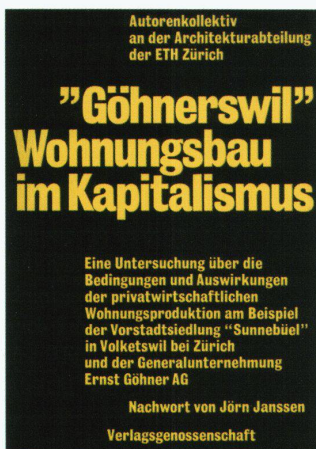
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeitzeugen über die 68er-Ereignisse an der ETH Zürich

Das Phänomen «Göhnerswil»

1972 erschien das Buch: «Göhnerswil» – Wohnungsbau im Kapitalismus. Als Verfasser zeichnete ein «Autorenkollektiv an der Architekturabteilung der ETH Zürich». Das Buch geht der Frage nach den ökonomischen Kriterien für Planungsentscheidungen im privatwirtschaftlichen Siedlungsbau nach. Dies geschieht anhand einer Fallstudie in der Gemeinde Volketswil ZH, wo sofort nach Erstellung eines Zonenplanes die Generalunternehmung Göhner die grosse Siedlung «Sunnebühl» zu planen begann. Das Buch löste eine breite und hitzig geführte Diskussion aus und wird im Rückblick oft mit den damaligen Ereignissen an der ETH gleichgesetzt. Eine Umfrage unter Zeitzeugen lässt das Geschehene aus heutigem Blickwinkel aufleben.

I.N.



WBW: Wie haben Sie damals die Situation an der Architekturabteilung erlebt?

Hartmut Frank: Jörn Janssen fragte mich im August 1970, ob ich Lust hätte, als Assistent zu ihm an die ETH zu kommen, wo er ab September als Gastdozent einen Experimentierkurs leiten sollte. Mir war wegen meiner Beteiligung an den 68er-Aktivitäten von der «Studienstiftung des Deutschen Volkes» gerade mein Stipendium gestrichen worden, sodass Janssens Angebot mich zum rechten Zeitpunkt erreichte. Ich hatte keine Ahnung, was mich in Zürich erwartete. Unsere Absicht war, mit den Studenten einen konkreten, möglichst charakteristischen Planungsfall zu analysieren, um etwas über die Determinanten zu vermitteln, denen die Entwurfsarbeit des Architekten unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen unterliegt. Ziel war also keine Entwurfslehre. Was in der Architektur richtig und was falsch war, erfuhren die ETH-Studenten ja seit Jahren in einmaliger dogmatischer Geschlossenheit in Bernhard Hoeslis Grundkurs. Damit wollten wir nicht konkurrieren, sondern lediglich diese fast hermetische Geschlossenheit hinterfragen.

Die Wahl des Untersuchungsgegenstandes fiel erst nach längerer Auseinandersetzung durch Losentscheid auf Volketswil und die Firma Göhner. Hintergrund des Vorschlages war die Überzeugung

vieler Seminarteilnehmer gewesen, dass die Firma Göhner in besonderer Weise sozialen Ansprüchen genüge, also ein positives Beispiel für engagierten Wohnungsbau in der Schweiz darstelle. Für eine kleinere, eher systemkritische Gruppe der Studenten war Volketswil nach Kurt Gloors Aufsehen erregendem Film «Die grünen Kinder» als Fall attraktiv. Bereits kurze Zeit nach Seminarbeginn erschienen in der «NZZ» erste polemische Artikel gegen Janssens Experimentierkurs, die bereits im Kern die spätere Entlassungsbegründung enthielten, nämlich dass er fachliche Unterweisung durch politische Agitation ersetzt habe.

Nach dem ersten stark diskussionsorientierten Semester verliessen einige Studenten den auf ein Jahr angelegten Kurs – zum Teil auf massiven Druck ihrer Eltern. Die Verbliebenen begannen mit einer intensiven Untersuchungsarbeit, deren Ergebnisse dann nach Janssens und seiner Assistenten Entlassung eine kleine Arbeitsgruppe in den Sommerferien auf eigene Initiative, ohne Janssens Beteiligung, zu einem Buch zusammenstellte. Übrigens wurden ausser Janssen auch noch die Gastdozenten Hermann Zinn (Soziologe) und Hans-Otto Schulte (Planungsmethodiker) und deren Assistenten entlassen, deren «Verfehlungen» noch weniger klar waren als die Janssens.

Andreas Müller: Ich war damals Präsident der «Architektura», des Fachvereins der Architekturstuden-

ten. Diese Funktion war so zeitaufwendig, dass derjenige, der sie ausfüllte, sein Studium für ein Jahr unterbrechen musste. Nun hatte sich die Studentenrevolte seit ihren 68er-Anfängen von ihrer ersten antiautoritären Phase zu einer politischen, sich mehr und mehr am Marxismus orientierenden Bewegung entwickelt, was sich zunehmend auch im Fachverein widerspiegelte.

Beat Schweingruber: Im Herbst 1968 kam ich von Bern als Student an die ETH. Mein Weltbild war eine eigenartige Mischung aus Katholizismus und Rechtsfreisinn. An der Architekturabteilung kam ich in eine völlig neue Welt. Es gab damals schon Gruppen politisch engagierter Studenten, die das Berufsbild der Architekten und die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen hinterfragten, unter denen sie arbeiteten. Ich war mit sehr ungewohnten Botschaften konfrontiert, die meinen angelernten Ansichten völlig widersprachen. Im Rahmen der Experimentierphase wurden auch etwas «artfremde» Dozenten wenigstens vorübergehend mit Lehrstühlen im Fach Entwurf betraut, neben den schon genannten auch der Soziologe Lucius Burckhardt zusammen mit dem Architekten Rolf Gutmann. Und nun fand die Auseinandersetzung zwischen Architektur einerseits und Gesellschaft/Politik/Ökonomie andererseits plötzlich nicht mehr bloss im Studentenkreis, sondern auch auf Lehrstuhlebene statt. Mit diesen neuen Gastdozenten kam neues, progressives und vernetztes Denken an die Hochschule.

Das Interessante am Fall «Göhnerswil», also an der Untersuchung der polit-ökonomischen Realitäten im Wohnungsbau am Fall Volketswil, war, dass nun plötzlich knallharte Fakten auf den Tisch kamen. Weil die meisten etablierten Professoren nach den drei Entlassungen ein schlechtes Gewissen hatten, gab es eine Zeit lang immer noch sehr interessante Freiräume.

Ich und viele meiner Kollegen erlebten diese ganze Zeit als sehr spannend, lehrreich und hoch motivierend. Wir erwarben das notwendige Fachwissen freiwillig und lernten zugleich unwiderruflich, bei der Arbeit an einem einzelnen Projekt stets auch einen Blick aufs Ganze zu werfen.

Erinnern Sie sich an eine Begebenheit, welche die damalige Stimmung an der Architekturabteilung gut charakterisiert?

Frank: Die «Architektura» organisierte im November 1970 zusammen mit dem Lehrstuhl Janssen eine Tagung unter dem Titel «Hochschuldidaktik und politische Realität», auf der zahlreiche schweizerische und deutsche Referenten den Bogen einer allgemeinen Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftskritik zur spezifischen Ausbildung von Architekten und Stadtplanern zu ziehen versucht hatten. Vermutlich wurde diese Tagung mit ihrem wissenschaftlichen Anspruch viel mehr als Fehdehandschuh gegen die an der ETH bestehende, von den 68er-Ereignissen an anderen Orten noch völlig unberührte heile Architekturwelt verstanden, als der anfangs eher als chaotisch eingeschätzte Experimentierkurs Janssens, der sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal auf einen Untersuchungsgegenstand geeinigt hatte.

Müller: Die Besetzung des Büros des ETH-Präsidenten (1971) war Ausdruck einer Eskalation. Hatten wir Studenten bisher in einem gewissen Rahmen mitbestimmen dürfen und unter anderem erreicht, dass Jörn Janssen als Gastdozent von Berlin an die ETH Zürich berufen worden

war, mussten wir nun bei seiner überstürzten Entlassung die engen Grenzen unseres Einflusses erkennen. Das Betreten des Vorzimmers und dann des Büros des ETH-Präsidenten war Zeichen unserer Frustration. Dennoch war ich über Prof. Hauris Reaktion erstaunt: Er fühlte sich in seinem Büro, das keinen zweiten Ausgang besass, gefangen und telefonierte einen Securitas-Wächter herbei. Erst in seiner Begleitung wagte er es, an uns protestierenden Studenten vorbei, die in seinen Augen offenbar eine lebensbedrohende Horde waren, die Flucht zu ergreifen.

Eine weitere Begebenheit, an die ich eine vage Erinnerung habe, ist ein auf die Bürobesetzung folgendes «Teach-in» (Grossversammlung) in der Gull'schen Haupthalle des ETH-Zentrums. Das ETH-Zentrum befand sich damals gerade im Umbau. Um den Unterricht nicht zu stören, waren einzelne Gebäudeteile durch Plastikplanen abgetrennt, hinter denen die Bauarbeiter zirkulierten. Ich erinnere mich, dass ich bei der Versammlung mit einem kurzen, wohl etwas demagogischen Votum grossen Erfolg hatte: Ich wies darauf hin, dass die Plastikwände ein Beispiel mehr dafür seien, wie die Studenten daran gehindert würden, mit der arbeitenden Bevölkerung in direkten Kontakt zu treten.

Ich gehörte also zu denjenigen Studenten, die der Meinung waren, ein Jahreskurs wie jener von Janssen sei zwar gut, um das Problembewusstsein zu schärfen, aber eigentlich gehe es darum, rauszugehen aus dem Elfenbeinturm der ETH, hin zu den Ausgebeuteten, um ihnen zu helfen, sich zur Wehr zu setzen. Erst eine politische Veränderung würde es erlauben, eine menschenwürdige, nicht dem Profit verpflichtete Siedlungsplanung an die Hand zu nehmen.

Schweingruber: Phase 1: die Kartogalerie. Die Assistenten des ersten Jahreskurses von Zinn bauten mit den Studierenden in wochenlanger Arbeit ein Galeriegeschoss in den hohen Zeichensaal ein – aus Karton. Bodenplatten, Stützen, Treppen, alles war aus verleimten Wellkarton-elementen perfekt konstruiert und hielt allen üblichen Belastungen stand. Auf Geheiss der Baupolizei, von der Schulleitung auf den Plan gerufen, musste sie wieder abgebrochen werden. Aus «Sicherheitsgründen». Es hatten eben nicht nur Studenten, sondern auch Leute aus der «Bunkerjugend» draufgesessen. Und das wog damals in Zürich schwer. Aber die Studenten lernten dabei mehr über Konstruktionsprinzipien als in Dutzenden von trockenen Vorlesungen. Und nebenbei noch einiges über Ausgrenzung, Privilegien und Macht.

Phase 2: Das Go-in beim Schulpräsidenten. Aus einer Vollversammlung unmittelbar nach dem Rausschmiss der drei Gastdozenten heraus marschierten etwa 40 empörte StudentInnen ins Büro von Schulpräsident Hauri (mehr fanden nicht Platz) und forderten von ihm Rechenschaft. Prof. Hauri verschanzte sich hinter seinem riesigen Schreibtisch sowie der Beteuerung «Nicht ich – der Schulrat!». Dann gab er vor, uns zum Schulratspräsidenten zu führen, setzte sich dann aber mit Hilfe eines herbeigerufenen Securitasmannes ab.

Doch das Ereignis hatte Folgen. Dem Schulpräsidenten war irgendwie seine Mappe abhanden gekommen, und auf nie geklärten Wegen gelangte deren Inhalt später in die Hände des Fachvereins Architektura. Es waren Dossiers über die missliebigen Dozenten und politische Studentengruppen, heimlich und akribisch angelegt und mit (zum Teil haltlosen) Kommentaren versehen durch den damaligen, an sich recht beliebten Abteilungsvorstand Bernhard Hoesli. Das Ganze hatte durchaus den

Stil der viel später aktuellen Cincera- und Staatsschutz-«Akten». Wir vervielfältigten die Dokumente und legten sie an der ganzen Abteilung auf. Nun weitete sich die Empörung auch auf die Dozentenschaft aus.

Jan Verwijnen: Ich war damals Student im ersten Jahr. Das Engagement aller drei Gastdozenten war gross und dementsprechend die Teilnahme ihrer Studenten. Auf die Entlassung der drei Gastdozenten folgte eine Generalversammlung aller Architekturstudenten in der Aula des Hauptgebäudes, an der aus Empörung mehr als 500 teilnahmen. Dies entsprach 80 Prozent aller eingeschriebenen Studenten. Darauf wurde ein Streik ausgerufen.

Woher stammte das grosse Interesse an den angeblich ausserarchitektonischen Fragestellungen?

Frank: Es gab in den Sechzigerjahren wohl keine zweite Architekturschule in Europa, an der ein so klares und einheitliches Lehrkonzept dominierte wie an der Architekturabteilung der ETH mit Bernhard Hoesli an der Spitze. Die Forderung nach einer kritischen Hinterfragung des eigenen Tätigkeitsfeldes, die weltweit die Architekturschulen bewegte, stiess hier auf einen wesentlich härteren und von der moralischen Reinheit der eigenen Position überzeugten Widerstand. Nur eine verschwindende Minderheit der an der ETH lehrenden Architekten unterstützte die auf studentischen Druck hin entstandenen Experimentierkurse.

Müller: Die 68er-Bewegung übte Globalkritik. Alles wurde auf seine «gesellschaftliche Relevanz» hin überprüft, also auch die Architektur, die Siedlungs- und Raumplanung. Es war demnach keine Denkbewegung vom Besonderen zum Allgemeinen, sondern vom Allgemeinen zum Besonderen (Adorno, in Umkehrung eines Hegelschen Diktums: «Das Ganze ist das Unwahre.»)

Verwijnen: Es war eine Zeit sichtbarer Veränderungen. Autobahnen und Einkaufszentren wurden gebaut. Man sah die Zerstörung der Stadt und der Landschaft voranschreiten. Bewusst oder unbewusst hat das viele Studenten beeinflusst. Die amtierenden Professoren konnten das nicht erklären und stellten es auch nicht in Frage. Auch waren sie nicht vorwiegend Vertreter einer «ästhetischen» oder beruflich engagierten Architektengeneration, das heisst sie waren keine starken Vertreter ihrer Disziplin, sondern hatten ihre Professur eher als Karriere klug inszeniert. Sie vertraten zum Teil eine so genannte «pädagogische» Generation. Die meisten konnten aber dadurch nicht nur keine zeitgemässen sozialen und ökonomischen Erklärungen liefern, sondern auch keine «Bilder» vermitteln, die überzeugten oder eine «poetische» Reaktion darstellten. Film- und Theaterleute konnten das sehr wohl. Ganzheitliches Denken wurde wichtig.

Die Zeit und die Reaktion der Studenten waren wohl Vorboten dessen, dass nicht die Planung, sondern die Realität der Stadt und die Alltäglichkeit ihrer Bewohner, ihrer Gebäude und die Möglichkeit, dies zu erfassen, wichtig geworden waren. Als Aldo Rossi als Professor kam, vertrat er einen ganz anderen Architektentypus, der der Stadt eine neue Sensibilität entgegenbrachte und ihr auch Ausdruck verleihen konnte. Zusammen mit den Tessinern, die in der Folge als Assistenten und Gastdozenten zunehmend an der ETH anwesend waren, hat Rossi geholfen,

die neue Deutschschweizer Architektengeneration zu prägen, die sich seit Anfang der Achtzigerjahre bemerkbar machte.

Schweingruber: Eine Bemerkung zum damals viel gehörten Vorwurf, die Studenten sassen mehr an der Schreibmaschine als am Zeichentisch: Wenn ich daran denke, wie viele Architekten heute mit Computer und CAD arbeiten oder wie viel konzeptionelle und kommunikative Arbeit Planer und Urbanisten heute zu leisten haben, wirkt der Vorwurf schon ziemlich grotesk, wenn nicht lächerlich. Wie so vieles, was die irritierte etablierte Professorenschaft damals von sich gab. Da waren jene Studenten und Dozenten, welche die Schreibmaschine – den PC gabs da noch nicht – als adäquates Arbeitsinstrument anerkannten, schon eher die Weg bereitende Avantgarde.

Welche Folgen zeitigte die intensive Beschäftigung mit solchen «ausserarchitektonischen» Bereichen für Ihre berufliche Weiterentwicklung?

Schweingruber: Sehr viele, zum Beispiel jene, dass ich noch während des Studiums mein Interesse von der baulichen Gestaltung der Umwelt auf die Aufklärungsarbeit verlagerte und Journalist wurde. Es war auch eine Semester-Gruppenarbeit (mit Schreibmaschine!) über die städtebaulichen Auswirkungen der damals geplanten Zürcher U-Bahn gewesen, die mich meiner alten Leidenschaft für Verkehr und Verkehrsplanung wieder näher brachte. Aufgrund der Erlebnisse an der ETH wandelte sich mein früher eher technokratischer Ansatz zur Auseinandersetzung mit den Hintergründen und der Verkehrspolitik. Jahre später mündete diese Leidenschaft in die Gründung des Verkehrs-Clubs der Schweiz (VCS), dem ich zwanzig Jahre als Mitarbeiter und Aktivist treu blieb. An der VCS-Gründung waren übrigens insgesamt fünf ETH-Architekten beteiligt!

Frank: Meine eigene berufliche Weiterentwicklung erfuhr durch die Tätigkeit an der ETH eine Wendung, die bei meiner Entlassung nicht direkt vorhersehbar gewesen war. Inhaltlich hatte ich mich bereits vor Zürich von der Perspektive einer Entwurfskarriere gelöst und zuerst stärker bauhistorischen und dann polit-ökonomischen Fragen zugewandt. Durch die Assistententätigkeit rückte die Lehre in den Vordergrund, die ich anschliessend an der HfbK Berlin und der TU Berlin fortsetzen konnte. Die Beteiligung an der Redaktion von «Göhnerswil» brachte mir die Einladung zu einem Gastseminar an der HfbK Hamburg und anschliessend die Aufforderung, mich um einen Lehrstuhl für «Analyse gebauter Umwelt» zu bewerben, der weitgehend nach dem inhaltlichen Konzept unseres Zürcher Seminars von den Hamburger Kollegen konzipiert worden war. Dort finden Sie mich noch immer, allerdings heute weit stärker mit kulturhistorischen als mit polit-ökonomischen Fragestellungen befasst.

Müller: Nach dem Diplom gab ich noch einige kurze Gastspiele in diversen Architekturbüros, verabschiedete mich aber dann vom Beruf. Meine damalige etwas arrogante Begründung: Ich wollte nicht noch mithelfen, die Immobilienspekulation und Profitgier der Bauherren ästhetisch aufzumotzen. – Heute muss ich eingestehen, dass diese apodiktische Aussage wohl eher eine Schutzbehauptung war, um ein persönliches Unvermögen zu bemänteln: Ein guter Architekt muss nicht

nur eine künstlerische Begabung besitzen, sondern auch geschäftstüchtig sein, eine Eigenschaft, die mir abgeht. Ich habe es stets vorgezogen, statt realer Gebäude Luftschlösser zu errichten. Und dieser Bautypus hatte gerade in der Zeit der 68er-Revolution Hochkonjunktur.

Verwijnen: Auf mich hatte diese Zeit nur positive Auswirkungen. Was man an brauchbarem beruflichem Wissen eventuell verpasste, hatte man in der Praxis schnell eingeholt. Was damals anging, setzt sich heute im Unterricht verstärkt, aber anders fort. Für mich als Professor an einer Kunsthochschule, sogar im Bereich der Gestaltung, ist klar, dass der Hauptansatz im Entwurfsunterricht konzeptionell sein muss, das heisst es geht um das Konstruieren von Gedanken, die Prozesse steuern. Dazu bedarf es analytischer Fähigkeiten des entwerfenden Architekten. Ob es nun Mitbeteiligungs-, Produktions- oder Gestaltungsprozesse sind, sie sind immer gesellschaftlich bedingt und Teil eines räumlichen, sozialen und zeitlichen Zusammenhangs. Bei Architekten wie Rem Koolhaas war das ganz klar ein Teil der Büropraxis. In Helsinki besteht mein Unterricht in einer intensiven Beschäftigung mit der Beziehung von Objekt, Architektur und Stadt.

Wie schätzen Sie heute das Ereignis «Göhnerswil» und den Hosenlupf an der Architekturabteilung ein?

Müller: «Göhnerswil» war nur eine von vielen Ausdrucksformen der 68er-Bewegung, die die im stickigen Klima fachlicher Beschränktheit stagnierenden Hirne tüchtig quergelüftet hat.

Verwijnen: «Göhnerswil» war ein typisches Zeichen der damaligen Zeit. Es hatte viele positive Folgen für die Abteilung. Als ich später als Assistent von Professor Ronner dahin zurückkehrte, hatte er überraschend vieles von der studentischen Kritik in den Unterricht integriert: sowohl gesellschaftliche Fragestellungen als auch solche bezüglich der architektonischen Haltung.

Schweingruber: Zeitweise war ich konsterniert, wie wenig sichtbare Spuren das Ereignis hinterlassen hat. Wie es heute an der Architekturabteilung der ETH aussieht, kann ich nicht beurteilen. Aber zumindest ausserhalb der Hochschulmauern hat sich der Geist von «Göhnerswil» doch wie ein Sauerteig ausgebreitet. Die Fragen «Wer hat welches Interesse an was? Mit welchen Mitteln setzt er es durch? Auf wessen Kosten geht das?» sind immer und überall irgendwie präsent. Das Bewusstsein von gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Mechanismen ist gestiegen.

Frank: Der alle Beteiligten überrumpelnde Erfolg von «Göhnerswil» hatte vermutlich weit weniger mit den berufsinternen Auseinandersetzungen und ihrem Widerhall in der Architekturausbildung zu tun als mit damals aktuellen schweizerischen Auseinandersetzungen um die Zukunft der eidgenössischen Wohnungspolitik. Nur diese erklären die ausserordentliche publizistische Unterstützung, die unsere amateurhafte und insgesamt eher naive Analyse durch die schweizerischen Medien erhielt. Hatte sich die «NZZ» anfänglich persönlich gegen den deutschen «Agitator» Janssen gewandt, so nahmen sich jetzt die Basler «Nationalzeitung» und der Zürcher «Tages-Anzeiger» des von der Verlagsgenossenschaft grafisch professionell aufbereiteten Seminarergebnisses an und verbreiteten ganze Kapitel im Vorabdruck. Mit der Architekturabteilung

der ETH hatte der Rummel um «Göhnerswil» nur noch marginal zu tun. Dort trat Aldo Rossi, der in Mailand wegen politischer Umtriebe das Politecnico hatte verlassen müssen, die Nachfolge von Janssen an. Er brach auf seine Weise die verfestigten Architekturdogmen, die wir von aussen nur tangiert hatten, von innen her auf.

Adolf Max Vogt: Ich war in jenen Jahren an der Architekturabteilung der ETH Zürich nicht als Entwurfsdozent oder Planungsfachmann beteiligt, sondern als Dozent für Kunst- und Architekturgeschichte. Deshalb halte ich mich an die letzte Frage.

Die 68er-Ereignisse erscheinen mir rückblickend in ihrer ersten Hälfte als sinnvoll und erfrischend. In der zweiten Hälfte veränderte sich die Optik entschieden: zuerst ging – auf beiden Seiten – die Fairness verloren, dann kristallisierte sich der Hass und machte die Debatte knirschend, endlos und bitter.

Doch die erste Hälfte der Ereignisse war und bleibt für mich deshalb sinnvoll und erfrischend, weil es um eine Analyse des Wissens und der Wissensvermittlung ging, und zwar im Hinblick auf offene oder verdeckte Machtanteile, die vorher unbewusst und unerörtert geblieben waren. Die 68er bezeichneten das (damals schon mit enormer Geschwindigkeit zunehmende) Wissen als «Herrschaftswissen», und diese Vokabel bezeugt die aufgestauten Ängste einer Jugend, die nun klaren Wein eingegossen bekommen wollte.

Für die Dozenten bedeutete dies, dass die beiden alten Achsen Jung versus Alt oder Links versus Rechts – beide überstellt und vollgepfert mit erstarrten Klischees – nicht mehr ausreichten zu glaubhafter Argumentation. Die 68er-Studenten fragten etwas Neues. Sie forderten eine Analyse der Machtanteile an der nun riesig aufgetürmten Wissenspyramide. Sie wollten wissen, wer diese Anteile wo und wie verwaltete.

War der Dozent bereit, sich dieser neuen, ungewohnten Frage zu stellen, musste er dem eigenen Fach kritisch gegenüberstehen können, locker genug, um mit Selbstvertrauen das Gestein seines Fachs auf besondere Einschlüsse hin abzuklopfen.

Erstaunt war ich nicht, dass etwa ein Drittel der Dozenten diese «Geologie des eigenen Fachs» zum vornherein ablehnte, zumeist gestützt auf die hergebrachten Politschablonen. Erstaunt war ich vielmehr, dass ein zweites Drittel, aus besonders originellen Köpfen, infolge extremer Spezialisierung ausserstande war, den Konnex zwischen Wissen und Macht als Faktor und als offenes Problem zu erkennen.

Diese Extremspezialisten erlebten ihr Fach als abgeschottete Spielwiese und hatten allen Sinn verloren für soziale Zusammenhänge und übergeordnete Bereiche.

Derartige Formen der eingesponnenen und abgeschotteten Isolation sind seit den 68er-Ereignissen absolut geworden und in der öffentlichen Debatte nicht mehr annehmbar. Immerhin eine nachhaltige Veränderung, die dazu Mut macht, dass bald einmal die Isolation der Alpenrepublik innerhalb Europas ebenfalls nachhaltig verändert werden kann.